

Das Sternenbergerlied von Jakob Stutz in seiner vollständigen Fassung

Autor(en): **Corrodi, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **52 (1962)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit dem weiter oben erwähnten Oswald Zogg-Güttinger schliesst sich der Kreis der wenigen Larvenschnitzer in Tscherlach. Der pensionierte Posthalter schnitzt noch nicht lange; erst vor etwa 15 Jahren griff er erstmals zum Schnitzmesser. Vor der Fastnacht packt es ihn jeweils und dann ruht er nicht, bis er aus einem Lindenklötz eine Larve geschaffen hat. Die Bemalung überlässt er einem Malermeister. Zogg kopiert nicht; er schnitzt nach eigenen Ideen. Und trotzdem lässt sich in seinen Larven das Sarganserland erkennen. Lidlose Augenöffnungen, vorstehende Backen und Tierzähne sind typische Kennzeichen für Masken des Seeztales. Wenn ihm auch die Routine eines Justus Stoop und die Feinheit eines Josef Gassner abgehen, so sind die Stücke für einen Mann, der selten schnitzt, ganz gut gelungen. Einzelne Masken hervorzuheben wäre unrichtig; Zogg hält dieselben so diskret im Hintergrund, dass die Leute im Dörfchen bis heute nie dazu gekommen sind, einer derselben den Vorzug zu geben.

Das Sternenbergerlied von Jakob Stutz

in seiner vollständigen Fassung

Von *Paul Corrodi*, Meilen-Lausanne

Das Sternenbergerlied «Hansels Klage» von Jakob Stutz ist, seit es Otto von Greyerz in seine ausgezeichnete Sammlung alter Volkslieder «Im Röseligarte»¹ aufgenommen hat, im Kanton Zürich sehr populär geworden, was teilweise auch der überlieferten alten Melodie zuzuschreiben ist, die mit ihrem leiernden Tone treffend den Charakter des Gedichtes als des misstrauischen Gejammers eines einfältigen, geplagten Bergbäuerleins über die üble Welt und die Leiden des armen Mannes unterstreicht. Die Wiedergabe im «Röseligarte» umfasste 12 Strophen (nämlich 1–4, 8, 31, 29, 25, 6, 45, 46, und zwar in dieser Reihenfolge) von den 46 der nachstehenden vollständigen Fassung und ging zurück auf die von Stutz selbst vorgenommene Publikation derselben in seinen «Gemälden aus dem Volksleben»², die mit der Bemerkung eingeleitet wurde: «Im eigentlichen Sternenberger Dialekt, wie er noch hin und wieder von älteren Leuten gesprochen wird». Jenen Charakter des Liedes hat Rudolf Kägi (Ruedi Chägi), der in einem gewissen Sinne als Nachfolger von Jakob Stutz als Zürcheroberländer Volksdichter betrachtet werden darf, einmal getadelt, als es an einem Vereinsanlasse zur allgemeinen Heiterkeit vorgetragen worden war; er stiess sich an dieser und deutete an, Stutz habe sich mit seinem Liede über die Sternenberger Bevölkerung in taktloser Weise lustig gemacht. Dem wird man aber kaum beipflichten wollen: Einerseits ist der etwas einfältige Hansel nicht der Repräsentant der gesamten Bevölkerung, sondern eine Sonderlingsgestalt. Ander-

¹ 5. Bändchen, 51.

² 5. Bändchen (Zürich 1843) 37.

seits ist seine Sprache mit der Weglassung des Mitlautes r und der Verdunkelung des l zu uw (die man auch in anderen Gebirgsmundarten findet) genau so achtbar wie jede andere. Der lebendige Einblick in die damaligen, furchtbar ärmlichen Verhältnisse der Bergbauern da oben und in ihre Ansichten, dazu die Eigenart und Altertümlichkeit seiner – heute ausgestorbenen – Mundart machen «Hansels Klage» zu einem volkskundlich und sprachlich höchst wertvollen Denkmal früherer Zeiten.

Die nachstehend wiedergegebene vollständige Fassung des Gedichtes findet sich im handschriftlichen Nachlasse von Jakob Stutz auf der Zentralbibliothek in Zürich³ in einem Bande mit dem Titel: «Gesammelte Lieder und Dichtungen aus Kalendern und Zeitungen vom Verfasser derselben J. Stutz», welchem derselbe den (etwas naiven) Scherz beifügt: «Diejenigen in Manuskript sind ungedruckt, gleichwohl die meisten unter der Presse, das heisst, wenn ich mich darauf hinsetze.»

Es ist hier nicht der Ort, die Lebensgeschichte Jakob Stutzens aufzurollen. Das Wichtigste findet man in seiner Autobiographie «Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben»⁴, die, namentlich in der Darstellung der Jugendjahre, eine wahre Fundgrube für die Volkskunde des Zürcher Oberlandes enthält. Dagegen scheint es am Platze, seiner Beziehungen zu Sternenberg kurz zu gedenken. Dem 1801 in Isikon bei Hittnau geborenen Bublein erzählte Vetter Kaspar «gar viel aus dem Sternenberg, wie es dort Gespenster, Kläuse, Mehlfrauen, Eselsköpfe, Zeusler und gar manche ‘Mutheseel’ habe»; aber «reiche Leute habe es im Sternenberg keine, es sei fast alles arm; sie wohnen nur in ganz kleinen Häuschen, hoch auf den Bergen und tief unten im Tal, manchmal hart an hohen Felsen zu und am dunklen Wald. Da flechten sie Körbe und Zainen, machen Kellen, saubere Schüsseli und drehen Spillen (Spindeln).» Und Stutz seufzt: «O, wie zog es mich hin! Gewiss, inniger konnte sich niemand sehnen nach dem Lande, wo die Zitronen blühen, als wie ich mich sehnte nach den grünen Höhen von Sternenberg. Von unserer Weide aus, wo ich hüten musste, sah ich gerade die Hügel und Hütten in der Matt und wünschte dann nichts so sehr, als dass ich nur dort wäre.» Und einige Jahrzehnte später ging dieser Wunsch wunderbarerweise in Erfüllung! Gerade auf die Matt im Sternenberg verheirateten sich zwei seiner Schwestern, und im Spätherbst 1841 zog er zu der einen, Anna, dorthin. Schon im folgenden Frühling (1842) aber erbaute er sich ein eigenes Heim, ein winziges Häuschen, «alles von Holz und eingerichtet zum Abbrechen und Transportieren», mit einem kleinen Dachreiter, und nannte es, seinem eingewurzelten Triebe zu einsiedlerischem Leben folgend, «Jakobszell». Das Ganze erhielt von aussen und innen

³ Ms. N. 643 a.

⁴ Zuerst 1853 erschienen, Neuauflagen 1927 und 1960, letztere im Verlag W. Vogel, Winterthur.

den Charakter einer «Eremitage», und Stutzens dunkelfarbiges Oberkleid, welches ihm in der rauhen Jahreszeit auch als Mantel dienen musste, vollendete noch das Bild eines Klausners, weshalb manche Leute steif und fest glaubten, er sei ein heimlicher Katholik. In der «Jakobszell» (die längst verschwunden ist) lebte er nun während anderthalb Jahrzehnten als Schriftsteller namentlich seinen volkserzieherischen Bestrebungen, sammelte auch eine Art Dichterschule um sich und hatte reichlich Gelegenheit, die Nöte und Gedanken des Volkes kennen zu lernen.

Auch über die Geschichte und die ökonomischen Verhältnisse der Gemeinde Sternenbergs⁵ können wir uns hier nicht verbreiten. Es genüge die Bemerkung, dass die Besiedelung dieser recht unwirtlichen Höhen im 13. und 14. Jahrhundert ein Gebiet betraf, das sich zwar für Alpwirtschaft, nicht aber für dauernde Bewohnung eignete. So war die Bevölkerung auf Nebenverdienst angewiesen: Hausweberei, Holzbearbeitung (namentlich Kellen, was dem ganzen obern Tösstal den Namen «Chelleland» eintrug) und Korbflechterei. Als diese Heimindustrie im Laufe des 19. Jahrhunderts durch Industrie (vgl. den «Brand von Uster» 1832) und Import erdrückt wurde, nahm die Bevölkerungszahl rapid ab (von 1423 im Jahre 1836 auf 464 im Jahre 1950). Die Kümmerlichkeit des Lebens, auch als noch Nebenverdienst durch Weben usw. möglich war, spiegelt sich in «Hansels Klage» mit ergreifender Deutlichkeit.

Wann das Gedicht entstanden ist, lässt sich heute nicht feststellen; jedenfalls vor 1843, in welchem Jahre die erste Publikation erfolgte. In welchem Zeitraum der Stoff (Hansels Klage) zu setzen ist, ergibt sich auch nicht deutlich. Nach dem Inhalte der Strophen 19 und 20 und der bezüglichen Anmerkung Stutzens wäre an das Ende des 18. Jahrhunderts zu denken, da der Kellenhändler Zapfli «aus dem vorigen Jahrhundert» (also dem 18.) stammte und im Zeitpunkt von Hansels Klage heiraten wollte, also noch jung war. Dagegen spricht die Erwähnung Gujers im Zusammenhang mit dem «Grichthaus» für die Zeit nach 1831, in welchem Jahre derselbe Statthalter wurde. Man wird also Hansels Klage etwa in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts ansetzen können.

Die Wiedergabe des Textes aus der Handschrift erfolgt unverändert, obwohl die Schreibweise Stutzens eine phonetisch nicht befriedigende ist; beispielsweise sind gleich in der ersten Zeile die beiden h in «ih» und «füeh» fehl am Platze, denn sowohl das i wie das e in «früe» sind kurz und benötigen des offenbar aus der Schriftsprache übernommenen Dehnungs-h nicht. Wir mochten aber nicht unsere Orthographie an die Stelle derjenigen des Dichters setzen. Dagegen haben wir den Ausweg gefunden, neben dem

⁵ vgl. darüber Hans Kläui, Aus der Geschichte der Gemeinde Sternenbergs, in der «Zürcher-Chronik», Jg. 1956, Nr. 3 und 4, S. 61 ff. und 105 ff.

Originaltext eine «Übersetzung» in modernes Zürichdeutsch (immerhin oberländischer Färbung, beispielsweise unter Beibehaltung des oberländischen o an Stelle des unterländischen a) zu bringen, um nicht fast jedes Wort mit einer erklärenden Anmerkung versehen zu müssen. Dabei schrieben wir die Doppelkonsonanten st und sp im Anlaut so, entsprechend der heutigen Übung, die freilich nicht ganz konsequent ist, da die Aussprache durchwegs scht bzw. schp lautet. Die «Übersetzung» erlaubte uns, Anmerkungen (Wörterklärungen) nur für die gänzlich verschwundenen oder fast vergessenen Ausdrücke und Wendungen zu bringen. Wir stützten uns für diese Erklärungen beinahe überall auf das Schweizerdeutsche Wörterbuch (Idiotikon), wobei wir aber zur Entlastung auf die Wiedergabe der Band- und Seitenzahlen verzichteten.

Hansels Klage

(im alten Sternenberger Dialekt)

Übersetzung

1.

Ach monä Moge muess ih füeh,
In Stennebäg ue goh,
Ih sett de Nögauw und de Noogg,
Zum Houwze gheisse cho.

1.

Ach morn am Morge mues i früe
In Stärnebärg ue goh,
I sett de Nöggel¹ und de Nogg¹
Zum Holze gheisse cho.

2.

Dänn sett ih noh zwee Hausig ha,
Und Sauwz und Andesch meh.
Es chostet ebe-n-Auwes Gäud,
Und weiss schie nüd wo neh.

2.

Dänn sett i no zwee Häslig² ha
Und Salz und anders meh.
Es choschtet ebe-n-alles Gält,
Und weiss schier nüd, wo näh.

3.

Hä gestä z'Obig s Chaub vächauft
Und hä mih eisig tööst,
Ih ösi auh vierzg Gudi dab,
Jetz hä-n-ih nu disg gööst.

3.

Ha geschter z'Obig 's Chalb verchauft
Und ha mi eischter tröösch,
I löösi au vierzg Guldi drab,
Jetz ha-n-i nu dryssg glööst.

4.

's ist Auwes wohufauw, was d'vächauft,
Und thüü, was d chaufe thuest,
De Gwehb goht nümme, 's ist e Stof,
Weist nüd, was d' mache muest.

4.

's ischt alles wohlfeil, was d' verchauft,
Und tüür, was 'd chaufe tuescht,
De Gwärb goht nümme, s'ischt e Stroof,
Weischt nüd, was d' mache muescht.

5.

Die Iiche händ's hauwt nu am Züg,
Die weded nie agfüeht,
Und mecket's nüd, wenn Eusäein
Im Elend fast kepiert.

5.

Die Ryche händ's halt nu am Züüg³,
Die wärded nie agfüert⁴
Und märked's nüd, wänn euerein
Im Eländ fascht krepert.

¹ Umbildungen des Vornamens Jakob (oder Hans Jakob).

² Strick um den Hals für Vieh.

³ «am Züüg ha» = vieles zur Verfügung haben.

⁴ zum besten gehalten.

6.
Und gestä, wo-n-ih gmuuchä ha,
Sä gheit mä d'Mich noh um,
Müess nümmä mauchä, sait mer d'Frau,
Ih sei ungschickt und dumm.

7.
Es ist meckwüttig, wes cha gscheh,
Und was ein täffä cha,
Und ist Eim Öppis ufäleit,
Sa muess mä hauwt da ha.

8.
Mi Fau macht Schwäbäuwhözi jetz,
Dä Anggauw ist i d'Ähn,
Dä Heiggäuw hät auh selle goh,
Schnit abä nüd sä gehn.

9.
s sait, 's Schnide machi 's Uggeweh,
Und 's Chopnoth⁸ bi dä Hitz,
Wet liebä an Chähannä goh,
Und fässä Hamäschnitz.

10.
s ist hauwt e goossi Hellestoof,
Wie mi e Zit händ do,
Bis Stüü und Büüch abfegget sind,
Muess Mängä 's Lebä lo.

11.
D' Egieig hät is nu fü d'Kueh,
Und miicht is auw Tag us,
Ist foh, wenn nu bav kaubet wid,
Sie zieht de Nutze dus.

12.
Ja das ist auh en Obäkäit,
E dehgig hätt's noh fai,

6.
Und geschter, wo-n-i gmulche ha,
So gheit mer d' Milch no um,
Mües nümmä mälche, sait mer d' Frau,
I sei ungschickt und dumm.

7.
Es ischt märkwürdig, wie 's cha gscheh,
Und was ein träffe cha,
Und ischt eim öppis uuferleit,
So mues me halt dra ha.

8.
Mi Frau macht Schwäfelhölzli⁵ jetz,
Der Anggel⁶ ischt i d'Ärn,
De Heiggel⁷ hett au selle goh,
Schnyt aber nüd so gärn.

9.
's sait, 's Schnyde machi 's Ruggeweh
Und 's Chopfweh bi der Hitz,
Wett lieber an Chrähhahne⁹ goh
Und frässe Hammeschnitz.

10.
's isch halt e groossi Höllestroof,
Wie mir e Zyt händ do,
Bis Stüür und Brüüch abfärgget sind¹⁰,
Mues mänge 's Läbe lo.

11.
D' Regierig hät is nu für d'Chue¹¹
Und milcht is all Tag uus¹¹,
Ischt froh, wänn nu brav 'kalbet¹¹ wird,
Si ziet de Nutze druus.

12.
Ja, das isch au en Obrigkeit,
E därrig hätt's no feil,

⁵ Zündhölzchen, wie sie vor dem Aufkommen der Phosphorzündhölzer in Bündeln verkauft wurden.

⁶ Koseform für Anna.

⁷ Koseform für Heidi.

⁸ Im Original steht deutlich «'s Chopnoth»; vermutlich handelt es sich um einen Schreibfehler und sollte heissen «Chopfnoth». «Chopfnot ha» heisst Kopfweh haben, und ersteres Wort wird nach Analogie von -weh auch neutral gebraucht.

⁹ Der «Krähhahnen», Festschmaus, welchen der Bauer nach Schluss der Ernte seinen Werkleuten gibt.

¹⁰ «Stüür und Brüüch», formelhaft zusammenfassender Ausdruck für die von einer Haushaltung zu entrichtenden Steuern und Abgaben; «abfärgge», abfertigen, d. h. abherrschen, bezahlen.

¹¹ Die aus der Viehhaltung entnommenen Ausdrücke «für d'Chue ha», «uusmilche» (ausmelken) und «chalbe» bedeuten übertragen: zum besten haben, ausbeuten und unvernünftig handeln.

Wenn d'Chömä all scho ipackt händ
Und d'Mähtlüt wetted hai.

13.

Me müend hauwt stossä Tag und Nacht,
Das sait is dä Guje,
Und wer nüd hurtig folge wet,
Chäm gad is Gichthus ie.

14.

Er wott hauwt ali Wässäi
Uff si Müli gicht ha,
Dum ist er au das, was er ist,
En gusam iichä Ma.

15.

Und wänn er emol gstorbe-n-ist,
Sä thuet ehm Nüt meh weh,
Und ghört's nüd, wenn gar Mänge sait:
«'s ist eus und ihm wohl gscheh. –»

16.

Am Fitig isch es Bäumämät,
Dänn möcht Jedwedesch goh,
Und channä ich kei Mätgäuwd geh,
Sä scheiet 's Modio.

17.

Dänn muess 'ne ich, bim Sappamänt,
s letzt Äppi usä geh,
Und erst ist keis noh z'fiede mit,
's möcht Jedäsch zeh Mouw meh.

18.

Dänn spinged 's futt, wie Gizäi,
Dur Beg und Feise-n-ab,
Und d'Maidi chönd erst spot, spot hei
Und jedesch bringt en Chnaab.

Wänn d'Chröömer all scho ypackt händ
Und d'Märtlüüt wetted hai¹².

13.

Mer müend halt stoesse¹³ Tag und Nacht,
Das sait is de Gujer¹⁴,
Und wär nüd hurtig folge wett,
Chääm grad i's Grichthus ie.

14.

Er wott halt alli Wässerli
Uf si Mülli gricht ha,
Drum ischt er au das, was er ischt,
En gruusam ryche Ma.

15.

Und wenn er emol gschtorbe-n-ischt,
So tuet em nüüt meh weh,
Und ghört's nüd, wänn gar mänge sait:
«'s ischt eus und imm wohl gscheh!»

16.

Am Frytig isches Baumer Määrt¹⁵,
Dänn möcht jedweders goh,
Und chann 'ne ich kei Määrtgält¹⁶ gäh,
So schreied 's Mordio.

17.

Dänn mues 'ne ich, bim Sappermänt,
's letscht Röppli use gäh,
Und erscht ischt keis no zfride mit,
's möcht jedes zähmol meh.

18.

Dänn springed 's furt, wie Gitzeli,
Dur Bärg und Felse-n-ab,
Und d'Maitli chönd erscht spoot, spoot hei,
Und jedes bringt en Chnaab.

¹² Die vom dörflichen Markt übernommenen Ausdrücke bedeuten, dass die Mitglieder der Obrigkeit Ausschussware seien, nämlich Ware, die am Schlusse des Marktes unverkauft übrigbleibt, wann die Händler schon eingepackt haben und die Marktbesucher heimgehen wollen.

¹³ arbeiten.

¹⁴ Heinrich Gujer (1802–1868), von Kempten-Wetzikon, Müller in Bauma («der kluge Müller von Bauma»), betätigte sich in der Presse und an Versammlungen der Opposition, Redner am Ustertag 1830, Mitglied des Verfassungsrates 1831, dann des Grossen Rates, den er zweimal präsierte. Von 1831 bis zu seinem Tode 1868 war er Statthalter des Bezirkes Pfäffikon und führte ein strenges Regiment; so pflegte er die Einhaltung der nächtlichen Polizeistunde zu kontrollieren, indem er nachts in der Kutsche durch die Gemeinde fuhr; der Wirt in Lipperschwendi pflegte daher Wachen auszustellen.

¹⁵ Der Baumer Määrt ist der noch heute jedes Jahr unter grossem Zulauf der Bevölkerung des oberen Tösstals stattfindende Jahrmakkt zu Bauma.

¹⁶ «Määrtgält», Marktgeld, das Geldgeschenk, das der Dienstherr den Dienstboten, der Familienvater den Angehörigen zu geben pflegt, damit sie den Markt besuchen können.

19.
Dum goht de Veeggauw auh scho z'iecht,
Und ist noh lang nüd bhööt,
Er sait: Ich wott de Zapfi^{19a} ha,
Und wemä noh so weet.

20.
Jetzt muess sie dänn bauwd Hochsig ha
Und hät ken ganze Schueh,
Kein ganze Stumpf, kein Appä Gauwd,
Und mag kein Wechsteich thue.

21.
Wie wouw de Zapfi hät's auh so,
E ist en fuulä Hund,
E fäss de e vierpfündigs Boot
Gad in e haübä Stund.

22.
Ach, Gychs und Gychs chund zämä gehn,
Das wüssed ja auw Lüt;
Dum muess e ich de Zapfi lo,
Do hift kei Bete nüüt.

23.
's chy Chindli ist auh eisig chank,
Es thuet kei Ächchi meh,
Und d'Frau muess wiege Tag und Nacht,
Hät gusam d'Chindäweh.

24.
Ach, wenn 's nu baud de Hegott nähm,
Ih wet ehm's doch gehn lo,
Es wär jo inä chuuze Zit
Gad wiedä so eis do.

25.
Em Ruedauw isch auh gar nüd wouw,
E hät sib gestä scho,
En goossä Chnüttauw do am Hauws,
Und wott ehm nüd usgoh.

26.
D'Fau gochset auh meh as sie müesst,
Auw Stund viel tusig Mouw,
Sait, wenn sie nu guets Kaffi hätt,
Se wää sä wiedä wouw.

19.
Drum goht de Veeggel¹⁷ au scho z'Liecht¹⁸,
Und ischt no lang nüd bhöört¹⁹,
Er sait: Ich wott de Zapfi ha,
Und wä me no so wehrt.

20.
Jetzt mues si dänn bald Hoochsig ha
Und hätt kän ganze Schue,
Kän ganze Strumpf, kein Rappe Gält,
Und mag kein Wärchstreich tue.

21.
Wie wohl de Zapfi hät's au so,
Er ischt en fuule Hund,
Er frääs der e vierpfündigs Broot
Grad in ere halbe Stund.

22.
Ach, glychs und glychs chund zäme gärn,
Das wüssed ja all Lüt;
Drum mues ere ich de Zapfi lo,
Do hilt kei Bätte nüüt.

23.
's chly Chindli ischt au eischer chrank,
Es tuet keis Lächli meh,
Und d'Frau mues's wiege Tag und Nacht,
Hät gruusam d'Chindeweh²⁰.

24.
Ach, wänn's nu bald de Härrgott nähm,
I wett em's doch gärn lo.
Es wär jo inere churze Ziit
Grad wider so eis do.

25.
Em Ruedel²¹ isch au gar nüd wohl,
Er hät sid geschter scho
En grooms Chnüttel do am Hals,
Und wott em nüd usgoh.

26.
D'Frau grochset au meh, als sie müesst,
All Stund vill tusig Mool,
Sait, wänn sie nu guets Kaffi hett,
So wär's ere wider wohl.

¹⁷ Kosename wohl für Veronika, wird wie Anggel und Heiggel maskulin verwendet, weil es sich noch nicht um erwachsene Frauenspersonen handelt.

¹⁸ Abends zu Besuch gehen.

¹⁹ «bhööre» heisst Kinder Gelerntes aufsagen lassen, insbesondere bei der der Konfirmation vorausgehenden Prüfung, daher «unbhöört» = minderjährig.

^{19a} Zapfli, Name eines Kellenhändlers aus dem vorigen Jahrhundert, von Zapfen, einem kleinen Weiler im Sternenbergr (Anmerkung Stutzens).

²⁰ «Chindeweh» bezieht sich nicht auf die Mutter, sondern auf das Kind; es bedeutet Gichter, Kinderkrämpfe.

²¹ Kosename für Rudolf.

27.
Mi händ hauwt nu so Päckibüeh,
Und gwüss kei Böhndli dinn,
Mä muess sih nu ebächä dab,
Und dänn – wo häst de Gwünn?

28.
's ist hauwt e Stoof e chanki Fäu,
Chast kei Feud mit ä ha;
Gotts Namä, sie hätt's auh deh Weg,
So mit me chankä Ma.

29.
's Mäunggäi, das muess i d'Schuäw,
Es leet Bief schibe scho,
Und de Gosattä sait auw Tag,
E ass es nümä goh.

30.
E sait, 's Biefschibe nützi nüt,
E hai's jo auh nüd gleht,
's geb wedä Boot noh Mäuw is Hus,
Es gang hauwt auws vecheht.

31.
's Zusänggäi wibt Gfabets jetz,
Chunnt abä auh nüd furt,
's ist hauwt e Stoof, de Spuäwäloh
Macht 's Löhndli ganz kaputt.

32.
Die Goossä händ's hauwt nu am Züg,
Säg's noh viel tusig Mouw,
Sie fässed, sufäd Tag und Nacht,
Und 's ist ehnä säuwouw.

33.
Am Sundig hä mä Bugägmeind,
Do wege eusem Hee,
Müend bauwd auw Tag en andä ha,
Wet liebä keinä meh.

34.
Ist eest sib eni Wuchche do,
Und wott scho furt und dus,

27.
Mir händ halt nu so Päcklibrüe²²
Und gwüss kei Böhndli drinn,
Me muess si nu erbräche drab,
Und dänn – wo häscht de Gwünn?

28.
's ischt halt e Stroof, e chranksi Frau,
Chascht kei Freud mit ere ha;
Gotts Name, si hätt's au däwäg,
So mit eme chranke Ma.

29.
's Marüggeli²³, das mues i d'Schuel,
Es lehrt Brief schrybe²⁴ scho,
Und de Grosätti sait all Tag,
Er las es nümme goh.

30.
Er sait, 's Briefschrybe nützi nüüt,
Er hai's jo au nüd glehrt,
's gäb weder Broot no Mähl i's Huus,
Es gang halt alls verchehrt.

31.
's Zusänggeli²⁵ wibt Gfarbets²⁶ jetz,
Chunnt aber au nüd furt,
's ischt halt e Stroof, de Spuelerloh²⁷,
Macht 's Löhndli ganz kabutt.

32.
Die Groosse händ's halt nu am Züüg,
Säg's no vill tuusig Mool,
Si frässed, suuffed Tag und Nacht,
Und 's ischt ene säuwohl.

33.
Am Sunndig hämer Burgermeind
Do wäge eusem Heer²⁸,
Müend bald all Tag en andre ha,
Wett lieber keine meh.

34.
Ischt erst sid e paar Wuchche do,
Und wott scho furt und druus²⁹,

²² Brühe aus «Kaffipäckli», d. h. in walzenförmigen «Päckli» verkauftes Kaffeesurrogat.

²³ Kosename für Marie.

²⁴ «Brief schrybe» bedeutet allgemeiner Schriftliches zustande bringen.

²⁵ Kosename für Susanne.

²⁶ «Gfarbets» weben heisst buntweben, im Gegensatz zu weissen oder schwarzen Geweben; bezieht sich auf die damals vorhandene Heimindustrie im Oberland.

²⁷ Spulerlohn, den der Weber an die Hilfsperson abführen musste, die das Spulen besorgte.

²⁸ Hër ist die ehemals allgemein gebrauchte Bezeichnung des Ortspfarrers.

²⁹ Die arme Pfarrei Sternenberg galt früher allgemein als Verbannungsort für Geistliche, die an andern Orten nicht befriedigten, und es fand ein ständiger Wechsel

Und hätt doch z'essä guet und gnuäg,
Und so ä pächtigs Hus.

35.

Und mi händ nüt as Tüggämuäss,
Das Eim nu 's Hezweh macht,
Und Schnauwä, Bügäuw und Ebchötz,
Auw Mogä-n-und auw Nacht.

36.

Und 's Hüsi hät nu bauwd keis Dach,
Kei ganzi Schibä meh,
Wenn d'Windsbut chäm, sä nähm si's futt,
Gad wie en Fockä Schnee.

37.

Und so ä Hüsi ist ä Stof,
E gusamigs Elend,
Ach, min Gott, wänn's nu nüd uschäm,
Ih hätt's scho lang väbännt.

38.

Doch, nei, das thue-n-ich wägä nüd,
's wäi Ungiächtigkeit,
Ih lonä mis auwt Hüsi stoh,
Bis Auwäs z'sämmä gheit.

39.

Dänn cha's mia dä Zeishhä neh,
E ist en ichä Ma,
Dänn z'Züi inne müend auw Lüt
Am Houwz viel Mangauw ha.

40.

Im Thugi ännä händ's es guet,
Möcht auh Thugäuä si;
Händ Chlostäsüppä, Fleisch und Späck
Und Bänz und Most und Wi.

Und hätt doch z'ässe guet und gnueg
und so e prächtigs Huus³⁰.

35.

Und mir händ nüüt als Tüggemues³¹,
Das eim nu 's Härzweh macht,
Und Schnalle³², Brügel³³ und Rübchlötz³⁴,
All Morge-n-und all Nacht.

36.

Und 's Hüüsli hät nu bald keis Dach,
Kei ganzi Schybe meh,
Wänn d'Windsbruut chäm, so nähm si's furt
Grad wie-n-en Flocke Schnee.

37.

Und so es Hüüsli ischt e Stroof,
E gruusamigs Eländ,
Ach min Gott, wänn's nu nüd uuschäm,
I hett's scho lang verbrännt.

38.

Doch nei, das tue-n-ich wäger nüd,
's wär Ungirächtigkeit,
I loone mis alt Hüüsli stoh,
Bis alles zämmegheit.

39.

Dänn cha's mira³⁵ de Zeishärr³⁶ näh,
Er ischt en ryche Ma,
Dänn z'Züri inne müend all Lüt
Am Holz vill Mangel ha.

40.

Im Tuurgi ännä händ's es guet,
Möcht au Tuurgäuer sy;
Händ Chloschtersuppe³⁷, Fleisch und Schpäck
Und Bränz und Moscht und Wy.

statt – bis der vor einiger Zeit zurückgetretene Pfarrer Kofel mehr als 40 Jahre im Amte blieb und mit der Gemeinde wie ein Vater verwachsen war.

³⁰ Das aus dem 18. Jahrhundert stammende, noch bestehende Pfarrhaus erschien Stutz (neben den ärmlichen Bauernhütten) als ein hervorragender Bau; er rühmt es in mehreren Gedichten.

³¹ Maisbrei.

³² (schlechte) Suppe.

³³ geröstete Erdäpfelsuppe.

³⁴ Klösschen aus «Räben» (weissen Rüben).

³⁵ von «mir an», meinewegen.

³⁶ Zinsherr, der Hypothekargläubiger, der meistens in Zürich wohnte.

³⁷ Klostersuppe, die von den Klöstern an arme Leute unentgeltlich verteilte Suppe; bezieht sich auf das jenseits des Hörnli im hinteren Thurgau gelegene, 1848 aufgehobene Benediktinerkloster Fischingen.

41.
Müend abä auh viel thue däfü,
Es ist hauwt nienä Auws,
Müend eisig bätä Osächanz,
Hauwt übä Chopf und Hauws.

42.
Und wenn sie bäted, müend mi hauwt
Nu wechchä füeh und spot,
Und händ dänn d'Wuchchä-n-us und i
Mi See kei Stücki Boot.

43.
Am bestä hät's hauwt 's Heeä Matt,
D'Wil wid ärä nie z'ang,
Muäss nüt as chochchä Tag und Nacht,
Nu so fü Basitang.

44.
Dänn cha sie fässä viel sie mag,
Auw Stund und Augabik,
Und wer bav z'fässä, z'ufä hät,
Hät uff de Wauwt 's gööst Gück.

45.
s ist hauwt e Stof im Stennäbäg,
Es goht baud Auwäs schlecht,
Mä acht Ein us, wo d'anä chunst,
Und sait, mä ed üd ächt.

46.
Und deh ist auweg gwüss üd bav,
Wo Einä so vähäuwet,
Mä edät doch auh d'Muätäspooch,
Wie Auwäs uff de Wäuwt.

³⁸ frz., zum Zeitvertreib.

41.
Müend aber au vill tue defüür,
Es ischt halt niene alls,
Müend eischer bätte Rosehranz
Halt über Chopf und Hals.

42.
Und wänn si bätted, müend mir halt
Nu wärche früe und spoot,
Und händ dänn d'Wucheche-n-uus und y
Mi Seel keis Stückli Broot.

43.
Am beschte hät's halt 's Heere Magd,
D'Wyl wird ere nie z'lang,
Mues nüüt als chochche Tag und Nacht,
Nu so für Passe-temps³⁸.

44.
Dänn cha si frässe, so vill si mag,
All Stund und Augeblick,
Und wär brav z'frässe, z'suufe hät,
Hät uf der Wält 's grööscht Glück.

45.
's ischt halt e Stroof im Stärnebärg,
Es goht bald alles schlächt,
Me lacht ein uus, wo d'annechunscht,
Und sait, me red nüd rächt.

46.
Und dä ischt allwäg gwüss nüd brav,
Wo eine so verhaut,
Me redet doch au d'Muettersprooch
Wie alles uf der Wält.

Die «Heilige Familie» von Zell

Von P. *Albert Fries*, Hennef/Sieg

Das Bild, das sich im Besitz von Herrn Pfarrer Karl Schumacher in Zell im Tösstal befindet, zeigt die zum abendlichen Mahl versammelte heilige Familie. Es darf in die Gruppe der kleinen Andachtsbilder eingereiht werden, wie sie in der Barockzeit zahlreich entstanden sind und beliebt waren. Wie bekannt, waren sie nicht nur in Drucktechnik hergestellt; es gab in nicht geringer Zahl auch gemalte Bilder dieser Art¹. Davon ist das Bild von Zell ein irgendwie ungewöhnliches, besonders ansprechendes und aufschlussreiches Beispiel. Wir schauen in einen einfachen Wohnraum, der wohl zum Haus von Nazareth gehört, vielleicht aber zu einem Haus im ägyptischen Heliopolis, wo die heilige Familie nach nichtbiblischen Be-

¹ Dies und der nächste Abschnitt nach Angaben von Herrn Prof. Alfred Stange, Tutzing.